

„Wir sind uns einig“

Operntendant Nikolaus Bachler soll bis 2018 in München bleiben

Es war schon aufgefallen: Keinerlei Kunde über die längst anstehende Vertragsverlängerung des Münchner Operntendanten Nikolaus Bachler war bisher aus dem bayerischen Kunstministerium an die Öffentlichkeit gedrungen. Bachlers Vertrag endet, wie der des dann scheidenden Generalmusikdirektors Kent Nagano, im August 2013. Aber nunmehr soll der Münchner Opernchef bis 2018 bleiben, bestätigt jetzt eine Sprecherin des Kunstministers: „Wir sind uns mit Herrn Bachler einig.“ Zustimmung müssten nur noch „die zuständigen Gremien“ – was sie mit ziemlicher Sicherheit tun werden.

Über die ansehnliche Verzögerung bei der Vertragsverlängerung darf spekuliert werden: Es wird nicht um banale Gehaltsforderungen des Operntendanten gegangen sein, sondern um Fragen von Kunst, Institution und Kalender. Als Nikolaus Bachler vor Monaten den reizbaren Russen Kirill Petrenko als Nagano-Nachfolger präsentierte, war bekannt, dass dieser 2013 und 2014 den Bayreuther „Ring“ dirigieren wird. Bachler stünde bei den Opernfestspielen in zwei Jahren ohne sein neues junges Zugferd am Dirigentenpult da. Oder nur mit einem teureren Ersatzmann. Da bleiben Fragen offen, die es mit einer übergeordneten Kunstbehörde zu klären gilt. Dazu Fragen nach der baulichen Substanz und den Betriebsaktivitäten des Hauses oder der Abrundung des Personals. Das scheint nun geklärt zu sein, der Vertrag ist in der Welt. W.S.

Wider die Dissidenten

Die Fantasy Filmfest Nights zeigen: das Genre kann auch politisch

Du bist wie dieses Land, sagt die junge Frau zu dem Mann – was dir auch zutrifft, du änderst dich nicht. Das Land ist Kuba, der Mann heißt Juan. In seiner Version hatte das noch ein wenig anders geklungen: Ich bin ein Überlebender, ich habe Mariel überlebt und Angola, die spezielle Zeit und alles danach. ... „Juan de los Muertos / Juan von den Toten“ von Alejandro Brugués wird die diesjährigen „Fantasy Filmfest Nights“ abschließen, die an diesem Wochenende in München stattfinden (Samstag, Sonntag im Kino) und danach durch weitere deutsche Städte touren werden. Seit einigen Jahren zeigen sie, zwischen den jeweiligen Fantasy Filmfesten im Herbst, den aktuellen Stand der Genreproduktion.

Es kann einen schaudern, wenn man sieht, wie nah diese Produktion an dem dran ist, was man Zeitgeist nennt, wie furios und forsch diese Filme auf aktuelle gesellschaftliche und politische Entwicklungen reagieren. „Juan de los Muertos“ zeigt den real existierenden Sozialismus in seiner allerletzten Phase, Hardcore-Sozialismus, wie er die kapitalistischen Erfolgsmodelle abkupfert – es ist der erste kubanische Zombie-Film. Dissidenten werden die Zombies gerufen, und der Kampf gegen sie wird zum profitablen Startup-Unternehmen: „Juan de los Muertos“ heißt Juans Firma, die infizierte Zombies effektiv entsorgt.

Dieses utopische Moment des Horrorkinos – wie eine Gesellschaft sich öffnen muss im Kampf gegen das Archaische, Böse, Übermächtige – nimmt auch „Chronicle“ von Josh Trank auf. Drei Kids werden durch den Kontakt mit einer außerirdischen Substanz seltsame kinetische Kräfte zuteil, in Seattle, einer der großen amerikanischen Startup-Städte. Bewegend, wie sie nun neue Erfahrungen machen, zu springen und zu schweben anfangen wie in einem Musical. Das Glück des *coming of age* – für das auch sie teuer bezahlen müssen.

Das Genre hat gerade eine starke Tendenz zum Extrovertierten – es sind die Außenräume, die Freiheit und Lust ermöglichen, in den Interieurs wächst die Gewalt, und am stärksten in den Räumen der Erinnerung – im Berlinale-Wettbewerbbeitrag „Dictado“ von Antonio Chavarrias, oder in „We Need to Talk About Kevin“ von Lynne Ramsey, 2011 in Cannes. Eine Frau geht eine Straße entlang in einer amerikanischen Kleinstadt, Tilda Swinton, zwei andere Frauen kommen ihr entgegen, die eine starrt sie verbittert an, schlägt ihr ins Gesicht: „Mögest du in der Hölle verrotten!“ Swintons Sohn hat in der Schule einen blutigen Amoklauf durchgezogen, die Mutter laboriert an den Folgen. Sie schleift die Wände ihres Hauses ab, das die gehässigen Nachbarn immer wieder mit roter Farbe beschmierem, versucht auch die Erinnerungen wegzuschrubben. Das ist die große Frage jeder Mutter, sagt Ramsey: „Was, wenn ich mein Kind nicht liebe? Und was, wenn es das aufgreift und gegen mich wendet?“ FRITZ GÖTTLER

SZ Wochenende

bringt morgen:

Abfall

Soll Hitlers „Mein Kampf“ wieder verlegt werden? Manche fürchten sich davor. Doch es ist Zeit, den Nimbus zu entsorgen. Von Hilmar Klute

Neuland

In „Best Exotic Marigold Hotel“ erleben Rentner in Indien einen Kulturschock und beim Dreh das ganze Filmteam gleich mit. Von Harald Hordych

Isolation

„Ich will weitermachen. Schreiben. Kämpfen. Der Preis dafür ist nur sehr hoch.“ Camorra-Autor Roberto Saviano im Interview. Von Alex Rühle



Axel Springer auf dem Ölberg in Jerusalem, Juni 1967

Foto: Agentur Sven Simon

Bedingt zurechnungsfähig

Märchen vom Neuen Jerusalem: Axel Springer und die Juden – eine Ausstellung im Jüdischen Museum Frankfurt

Einsam und sinnend steht der Verleger Axel Springer auf dem biblischen Ölberg und lässt seinen Blick über die Altstadt von Jerusalem bis zum Horizont schweifen. Aus solcher Perspektive hatte auch schon der Maler Oskar Kokoschka die wehrhafte Stadt in ihren alten Mauern gemalt. Zur Einweihung der im Oktober 1966 von Hamburg nach Berlin verlegten Firmenzentrale ließ Springer Kokoschkas 1930 entstandenes „View of Jerusalem“ aus dem Detroit Museum of Art entleihen. Zuvor hatte er den Maler selbst nach Berlin eingeladen und ihm auf der Dachterrasse des Verlags-Hochhauses ein Atelier einrichten lassen, mit Blick auf Mauer, Sperrgürtel und die Jerusalemstraße. Als Auftragswerk entstand so das Gemälde „Berlin, 13. August 1966“, das bei der Einweihungsfeier am jüdischen Festtag Simchat Torah in Anwesenheit des Künstlers enthüllt und der „Ansicht von Jerusalem“ zur Seite gestellt wurde. Ein Gelöbnis auf die Wiedervereinigung beider Städte und auf einen sich wechselseitig bespiegelnden Platz in der göttlichen Heilsgeschichte.

„Bild dir dein Volk“ steht als anspielungsreiches Motto über der neuen Ausstellung, mit der Frankfurts Jüdisches Museum dem Thema nachgeht, was es mit dem Verhältnis Axel Springers zu den Juden und zum Staate Israel auf sich hatte – angefangen mit der vertraglichen Verpflichtung der Redakteure seines Hauses auf „das Herbeiführen einer Ausöhnung zwischen Juden und Deutschen“ und auf die „Unterstützung der Lebensrechte des israelischen Volkes“.

Die Schau produziert allerdings mehr neue Fragen, als sie Antworten gibt. Kuratiert von dem aus Osteuropa immigrierten Wissenschaftler Dmitrij Belkin, wagt sie einen unbequemen Blick auf deutsche Befindlichkeiten, wie er so erfrischend wohl nur von außen möglich ist. Wie in dem bespiegelten Korridor, in dem sich die Besucher plötzlich in der Umgebung Springers wiederfinden, der auf der gegenüberliegenden Fotowand im Juni 1967 über die Via Dolorosa von Jerusalem schreitet, brechen sich in dieser Ausstellung deutsche und jüdische Perspektiven auf die Nachkriegszeit und deren Fortsetzung in der Gegenwart. Das ist stets virulent zum Beispiel im Israelstoff, der seine unbewusste, beinahe mystisch-religiöse Aufladung immer dann erfährt, wenn der Name der Stadt Jerusalem fällt.

„Für mich“, sagte Axel Springer, der erste Deutsche, dem der Ehrentitel „Bewahrer Jerusalems“ verliehen wurde, in seiner Dankesrede, „für mich sind das Überleben des jüdischen Volkes und der Wiederaufbau des Staates Israel der Beweis, dass Gottes Versprechen in der Bibel sich erfüllen wird.“ Dass die Verschränkung von politisch-zeitgeschichtlichen und theologisch-heilsgeschichtlichen Motiven kein leeres Gerede war, macht die Ausstellung ebenso deutlich wie die im Kern durchaus unpolitischen Antriebe, mit denen die viel geschmähte Springer-Presse sich – mit einem Verlegerwort – dem „seelischen Bezirk“ der Deutschen annahm. Mit eminent politischen Konsequenzen: Kein deutsches Me-

dium hat dem Eichmann-Prozess in Jerusalem und dem Frankfurter Auschwitz-Prozess so viel tägliche Aufmerksamkeit gewidmet wie die *Bild*-Zeitung. Man muss sich in Umkehrung nur einmal vorstellen, wie anders es um die Bewusstseinsgeschichte der Deutschen heute bestellt wäre, hätte die Springer-Presse antisemitische Stimmungsmache bewusst gepflegt, statt gemieden und mitunter bekämpft.

„Das Rätsel meiner Zuneigung zu den Juden und Israel“ – Axel Springer kann es klären

Zwei große Irritationen, denen die Ausstellung breiten Raum gewährt, stellen sich dem Besucher in den Weg – die eine ist bekannt, die andere eröffnet Neuland. Bekannt ist, dass im Widerspruch zur offiziellen Politik des Hauses auch ehemals hochrangige Funktionäre und Propagandisten des NS-Regimes, darunter notorische Antisemiten, Schlüsselstellungen sogar im engsten Beraterkreis des Verlegers einnahmen. Weniger bekannt oder nie gebührend ernst genommen – vielleicht aber eben Schlüssel zu jenem Missverhältnis bietend –, wurden Springers religiöse Antriebe, in denen manichäisch-chilastische Motive ein eigenartiges Synkret mit protestantischer Schuld- und Sühnetheologie eingingen. In den Büchern der Basilea Schlink, die nach einer Erweckung den Orden der Evangelischen Marienschwestern grün-

dete, fand Axel Springer, wie er bekannte, „das Rätsel meiner Zuneigung zu den Juden und Israel ganz abseits (!) von der selbstverständlichen Wiedergutmachungspflicht erklärt“, aus Stoff und Motiven der Apokalypse des Johannes.

„Apokalypsis“ heißt „Enthüllung“, was ja auch im journalistischen Zusammenhang ein Schlüsselwort ist. Springer sah sich und seine Zeit als Armageddon, als Epoche des Endkampfes zwischen den Mächten des Lichts und jenen der Finsternis. Letztere erblickten er und seine Getreuen im „Bolschewismus“ verkörpert. Ihr „Antibolschewismus“ lieferte die Plattform, auf der sich auch alte Nazis und erklärte Antisemiten anbinden, Zeitgeschichte sich in Heilsgeschichte umdeuten und Altes und Neues Jerusalem sich wiedervereinen und miteinander versöhnen ließen. Und wenn unter Menschen ohnehin keiner ohne Schuld ist, dann gibt es auch nur ein einziges, auch Opfer und ehemalige Täter vereinigendes Ziel der Erlösung – den Gottesstaat. Für Axel Springer, den Verleger als Erlöser, hätte das Neue Jerusalem – in der Nachfolge des Alten – auch auf Berliner Boden entstehen können.

VOLKER BREIDECKER

„Bild dir dein Volk! Axel Springer und die Juden“. Eine Ausstellung des Jüdischen Museums Frankfurt in Verbindung mit dem Fritz-Bauer-Institut, mit Unterstützung der Kulturstiftung des Bundes. Der umfangreiche Begleitband (Wallstein Verlag) kostet an der Museumskasse 19,90 Euro. Bis 29. Juli.

Die Bauten einer zukünftigen Vergangenheit

Der Architekt Hans Kollhoff wird in Zürich emeritiert, und seine Hochschule widmet ihm eine Ausstellung

Es ist eindrücklich, wie die fünfundzwanzigjährige Werkgeschichte des Architekten Hans Kollhoff einen Weg nimmt, der sich ab einem gewissen Punkt scheinbar alternativlos entwickelt, um in Bauten wie den monumentalen, klassisch motivierten Leibniz-Kolonaden in Berlin (2001) oder dem ähnlich anmutenden, herrschaftlichen Tivoli-Appartement-Riegel in Luzern (2008) zu münden. So zu sehen ist das derzeit in der kompakten Ausstellung „Hans Kollhoff Architektur – Praxis und Lehre 1987-2012“ im Hauptgebäude der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, anlässlich der Emeritierung des ETH-Professors, organisiert von seinem Lehrstuhl.

Kollhoffs Entwürfe zu Beginn seiner Karriere kommen (im Rückblick) deutlich aus den achtziger Jahren, mit verspielten und monströsen Figuren: Da flattert ein Schmetterling, dort ist ein Amboss hingewuchtet, mal ragt eine Gabel, mal Unbenennbares in die Höhe. Die damaligen technischen Möglichkeiten des Entwurfs tun das Ihrige, damit diese Phase in sich geschlossen wirkt. Schwarzweiße Skizzen, Fotokopien, Pläne, in die mit roten, gelben und blauen Buntstiften hineingemalt wurde. Ungefähr ab der Jahrtausendwende dann verbindet sich die Computertechnik so eng mit der sichtbaren Wirklichkeit, dass man kaum mehr unterscheiden kann zwischen Entwurf und fotografiertem Umsetzungs.

Bald schon wird die Experimentierlust gezähmt. Im Übergang steht zum Beispiel das Wohn- und Geschäftshaus „Piraeus“ in Rotterdam (1994), eine zwar strenge, aber in sich gewundene, nicht leicht erfassbare Figur. Das ist noch kein Denkmal für das Vorbild Schinkel, dafür wurde es mit Klinker realisiert, einem jener natürlichen Baumaterialien, die Kollhoff bei vielen Bauten einsetzt.

Bei der Landeszentralbank Meiningen (1996) kehrt dann die Klassik ein, die harmonische Form, der eindeutige und klar

gezogene Körper. Mit Hochhäusern wie jenen am Potsdamer Platz in Berlin (Kollhoff-Tower 1999 und Delbrück-Hochhaus 2003) erinnert Kollhoff indes an die klassisch-moderne Architektur Chicagos und New Yorks. Das gegenwärtige Jahr 2012 ist schließlich – räumlich nur etwa drei Meter von den ersten Projekten, real-historisch 25 Jahre und geistesgeschichtlich Jahrhunderte entfernt – vertreten mit einem Rendering, in welchem seine wichtigsten Bauten zu einem regel(ge-)rechten, ideal und wohl deshalb sehr steril wirkenden städtischen Raum zusammengestellt sind.

Die Ausstellungsarchitektur ist ganz der konservativen Position ergeben. Weiß man nicht, dass die große Halle des Gottfried-Semper-Baus (1864) normalerweise weit und offen ist, man würde kaum bemerken, dass es sich um eine speziell angefertigte Raumsituation handelt. Zwei Wände wurden aufgezogen, die Kapitellstruktur der bestehenden Säulen nahtlos weiterführend, gedämpft ockerfarben bemalt und mit einer vor-klassizistischen Antiqua beschriftet. Sie bilden den zentralen Korridor, wo die Arbeiten Kollhoffs hängen, während an den Außenseiten kurze Wände abzwei-

gen, die Nischen bilden und in denen Arbeiten seiner Schüler und Schülerinnen untergebracht sind, die den Kollhoff'schen Zeitenlauf parallel aufnehmen und spiegeln wiedergeben.

Wiederum setzt der äußere Rundgang bei mutig-futuristischen Zeichnungen ein, es folgen vielfältige, subtil mit Material und Landschaft spielende Gestaltungen, dann Hybride zwischen den Zeiten, zum Beispiel auf Funktion reduzierte Biedermeier-Stühle. Irritierend wirkt die Wohnüberbauung eines Studenten von 2001 auf freiem Land, die aus fünf gleichen, klassizistisch-puristischen Gebäuden besteht, die in diesem Kontext ihre Kopisten-Existenz selbst parodieren. Das Original mag reproduziert werden können – verlustig geht dabei seine Aura.

Aufscheinen tut diese dann aber in sinnlichen, von der alten Lust an Ornament und Üppigkeit ergriffenen, studentischen Entwürfen. Die Besucher träumen sich in den letzten Kojen in zukünftige Italienferien hinein, beispielsweise angesichts der in keiner Weise als heutige erkennbaren Grand-Hôtel-Entwürfe für Palermo. Die imaginierten Interieurs sind nicht nur hier fast durchwegs von Kronleuchtern, Gold, Marmor, Chesterfield-Sofas, unbezahlbaren Bodenbelägen bestimmt. Man fragt sich, für wen hier die Stadt der zukünftigen Vergangenheit durchmessen wird.

Dass die gegenwärtigen Marktrealitäten die Erinnerungen in der Praxis öfters in die Knie zwingen, das sieht man ihnen da und dort an. Und das macht sie eben genauso „neu“ wie jene individualistisch-kapriziösen Phantasien eines Rem Koolhaas oder einer Zaha Hadid, die von Hans Kollhoff – das Bild der Stadt dabei nicht weniger bereichernd – kontrastiert werden. SUSANNE GMÜR

„Hans Kollhoff Architektur – Praxis und Lehre 1987-2012“ bis 22. März im ETH Zentrum, Zürich. Der Katalog (Niggli Verlag) kostet 70 Euro.



Ein Klinkerbau, scharf und hoch in einen Platz ragend: Reminiszenz an eine verlorene Urbanität, Beschwörung einer Einheit von Bau und Raum, Ornament mit realen Aufgaben: Hans Kollhoffs Haus am Potsdamer Platz in Berlin aus den frühen neunziger Jahren. Foto: Ivan Nemeč

Süddeutsche Zeitung | Cinemathek

Dokumentarfilme I

Das größte Duell aller Zeiten

„When We Were Kings“, von Leon Gast, 1996

Dieser Boxkampf zwischen Muhammad Ali und George Foreman, der „rumble in the jungle“ vom Herbst 74, war tatsächlich das, was viele Fights sein wollen: mehr als ein Boxkampf. Er war ein politisches Ereignis, Zaires Herrscher Mobuto hatte ihn nach Kinshasa geholt und finanziert, die Diktatur sollte im Ausland rüberkommen wie ein freies Regime, in dem begeisterte Boxfans leben, die sich auch die teuren Karten vorn am Ring leisten können. Der Kampf sollte ein Statement sein für die Gleichheit aller Menschen. Zwei Schwarze auf dem schwarzen Kontinent – die Wiege der Menschheit als Schauplatz des Duells der beiden besten Boxer ihrer Zeit, vielleicht aller Zeiten.

„When We Were Kings“ von Leon Gast erzählt die Geschichte dieses Kampfes, es ist eine Collage aus alten Bildern, Interviews mit Zeitzeugen, schwarzer Musik. Miriam Makeba, James Brown und B.B. King traten damals im Rahmenprogramm auf. Er erzählt, wie sich alle verrechneten, die sich etwas davon versprachen. Mobutos Propaganda verwandelte sich ins Gegenteil, weil die aus aller Welt angereisten Berichterstatte – Norman Mailer war einer von ihnen – über die Blutspuren in den Katakomben des Stadions schrieben. Da hatte der Despot einen Folterkeller. Und mit dem Statement für die Gleichheit aller Menschen war es auch nicht weit her, weil Ali – der mit Worten so hart schlagen konnte wie mit Fäusten – seinen Gegner beschimpfte, zu Boden redete, demütigte. Und, weil es Ali gelang, das Publikum dazu zu bringen, ihn für den besseren, den wahren Schwarzen zu halten. Dabei – sagt einer der Zeitzeugen im Film – war Ali eigentlich viel heller als Foreman.

Es ist, wie jeder Ali-Film, eine Hymne auf dessen Entertainerqualitäten, aber irgendwann merkt man: Ali verhöhnt



Leon Gast
Foto: oh

den anderen nicht, weil er von seiner eigenen Größe überzeugt ist. Er muss so viel schwatzen, um sich seine Angst vom Leib zu reden. Beim Training ist es Foreman, der wassermelonengroße Dellen in den Boxsack prügelt. Und es ist Ali, der klug genug ist, sich das niemals anzusehen.

„When We Were Kings“ erklärt das Charisma des Mannes Ali, verschieben als Großmaul, in Wahrheit ein Menschenflüsterer, der dem Publikum das Gefühl gab, ihn schützen zu müssen. Deshalb brüllten sie für ihn und sahen am Ende, wie alles aufging. Alis Plan, Alis Taktik: Ali war am Ende der, der sich nicht verrechnete. Er hatte in den Seilen gelegen und war den Hieben Foremans ausgewichen, der andere war stärker, aber er hatte sich verausgabt. Foreman wurde müde und müde. In der achten Runde erwischte Ali ihn mit einer Kombination, ein paar Schläge gegen Foremans Kopf, der taumelt, wankt. Und Ali, der zu einem weiteren Schlag ansetzt, stoppt in der Bewegung und sieht zu, wie sein Gegner am Ende der Schlacht ganz von alleine fällt. HOLGER GERTZ

NACHRICHTEN

Der Münchner Architekt **Andreas Hild** erhält den **Architekturpreis der Stadt München 2012**. Der Kulturausschuss der Stadt folgte am Donnerstag dem entsprechenden Vorschlag einer Jury. „Andreas Hild beherrscht nicht nur die Kunst bei unterschiedlichsten Bauaufgaben jeweils eindrucksvolle, spezifische und unverwechselbare Lösungen zu entwickeln, sondern beherrscht zudem, wie kaum ein anderer, die schwierige Kunst des **Bauens im Bestand**“, begründete das Gremium seine Wahl. Die mit 10 000 Euro dotierte Auszeichnung, mit der alle drei Jahre das Gesamtwerk eines Architekten gewürdigt wird, wird am 12. Juli im Alten Rathaus vergeben.

Nach dem Wirbel um sein Buch „Imperium“ geht der Schweizer Autor **Christian Kracht** auf der Leipziger Buchmesse der Öffentlichkeit aus dem Weg. Eine am Donnerstag auf der Messe geplante Lesung wurde gestrichen. „Er hat alle Gespräche abgesagt“, sagte Gaby Callenberg, Sprecherin des Verlags Kiepenheuer & Witsch. Kracht wollte lediglich eine Signierstunde geben und am Abend in der Leipziger Universitätsbibliothek Bibliotheca Albertina lesen.

Gretl Aicher, die Leiterin des Salzburger Marionettentheaters, ist am Mittwoch im Alter von 84 Jahren gestorben.

Der **europäische Filmförderfonds** Eurimages stellt 4,95 Millionen Euro für **16 Kinoproduktionen** zur Verfügung. Unter den geförderten Projekten sind auch vier mit **deutscher Beteiligung**. dpa/dapd